

Beat Siebenhaar

DER SÄCHSISCHE DIALEKT

Alle wissen es: Der sächsische Dialekt ist der schlimmste aller deutschen Dialekte. Eine 2008 erstellte Umfrage des Allensbach-Instituts hat das einmal mehr bestätigt – wobei aus sprachwissenschaftlicher Sicht zu fragen ist, was wirklich erhoben worden ist. In der repräsentativen Umfrage haben auf die Frage „Welche Dialekte hören Sie gar nicht gerne, welche mögen Sie überhaupt nicht?“ 54 Prozent der Befragten das Sächsische angegeben. Dass das Bairische zusammen mit dem Berlinerischen schon an zweiter Stelle der Unbeliebtheitsskala steht, ist nur ein kleiner Trost, denn mit 21 Prozent der Nennungen ist das Sächsische weit abgeschlagen. Zudem wird Bairisch am häufigsten (35 Prozent der Nennungen) als beliebtester Dialekt genannt, während das Sächsische nur zehn Prozent der Nennungen als beliebter Dialekt für sich verbuchen kann.

Man muss sich jetzt natürlich fragen, weshalb das so ist und wie es zu dieser negativen Haltung gekommen ist. Schließlich war das Sächsische einst die Sprachform, die vor allen andern gestanden hatte. So gesellt sich neben den Mythos des unbeliebten Sächsischen auch der Mythos des Sächsischen als dem nobelsten deutschen Dialekt und – eng damit verbunden – ein weiterer, dass nämlich Luther Sächsisch geschrieben und damit die deutsche Hochsprache erfunden habe.

Luthers Sächsisch

Martin Luther (1483-1546) hat sich in seinen Reformationsschriften und in der Übersetzung der Bibel hauptsächlich an der sächsischen Amtssprache orientiert. In einer seiner Tischreden sagt er: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten-Höfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzeley, darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian, und Kurf[ürst] Friedrich, H[erzog] von Sachsen etc. haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“ Luther zeigt damit schon selbst, dass er keine eigene Sprache geschaffen hat, sondern die Schreibweise der Kanzleien nutzte, in denen das Deutsche das Latein als Amtssprache abgelöst hatte. Damit wird auch deutlich, dass, obwohl Luther von „reden“ spricht, er nicht „reden“ meint, sondern „schreiben“. Luther selbst orientiert sich in seinen Schriften weitgehend an der Kanzlei der Wettiner und weniger an der oberdeutsch, teilweise sogar südbairisch geprägten habsburgischen Kanzleisprache. Das Sächsische war damit Vorbild für Luther, allerdings ist nicht das gesprochene Sächsisch, sondern die Schrift- oder noch besser Kanzleisprache gemeint. Eine überregionale, normierte Hochsprache gab es damals noch nicht. Jede Region, jede Kanzlei, ja jeder Schreiber hat ein wenig anders geschrieben, so wie es ihm richtig schien und wie es die anderen Schreiber machten, mit denen er zu tun hatte. Die sächsische Kanzleisprache war für Luther insofern vorbildhaft, als darin schon früh verschiedene Strömungen der gesamtdeutschen Schriftlichkeit in einer Mischsprache zusammengefloßen sind, die weit verständlich war. Luther sagte, er brauche diese Sprache, damit ihn Oberländer und Niederländer verstehen. Diese Sprachform griff Luther auf und formte sie stilistisch weiter, indem er volksnahe Formulierungen aufgriff. Dabei war Luther nicht der erste, der die Bibel übersetzte; deutschsprachige Bibelübersetzungen gab es vor Luther schon einige. Die erste gedruckte deutschsprachige Vollbibel erschien

1466 bei Mentelin in Straßburg; sie fußte auf einer Übersetzung aus dem 14. Jahrhundert. Allen Bibelübersetzungen vor Luther war gemeinsam, dass sie sich in Wortwahl und auch Syntax streng an die lateinische Vulgata hielten und so kaum Volkssprachcharakter hatten. Erst Luthers Text mit der volksnahen Formulierung und mit der Orientierung an der sächsischen Kanzleisprache sowie die Verbreitung durch den Buchdruck brachten den Durchbruch. Durch Luthers Autorität wurde diese Bibelsprache im ganzen protestantischen Deutschland und teilweise auch in katholischen Gebieten und im weiteren deutschsprachigen Raum verbreitet. Auf diese Weise hat also Luther nicht eine neue Schriftsprache geschaffen, sondern die sächsische Kanzleisprache stilistisch geformt und kraft seiner religiösen Autorität und durch die neue Technik des Buchdrucks verbreitet.

Die sprachausgleichenden Züge findet Luther aber nicht nur in der meißnischen Kanzleisprache, sondern auch im gesprochenen Dialekt seiner Umgebung. In den ostmitteldeutschen Dialekten sind durch die relativ späte Besiedlung im 12. Jahrhundert sprachliche Eigenheiten aus unterschiedlichen Dialektgebieten zusammengekommen. So hat das Sächsische die bairische Diphthongierung von mhd. *zît, hûs, hiute* (iu gesprochen als ü) zu *Zeit, Haus, heute* übernommen und aus dem Westmitteldeutschen die Monophthongierung von mhd. *lieb, guet, hüete* (jeweils gesprochen als i-e, u-e, ü-e) zu *lieb, gut, Hüte* (je mit Langvokal gesprochen). Im Sächsischen – der Begriff „Sächsisch“ ist im 16. Jahrhundert auf das ganze wettinische Gebiet ausgedehnt worden – sind also Eigenheiten verschiedener Mundarten zusammengefließen; es stellt wie die meißnische Kanzleisprache im Schriftlichen damit eine Ausgleichsmundart in der gesprochenen Sprache dar. Daneben hat die obersächsische Mundart natürlich auch Sonderformen, die es in dieser Kombination von anderen Mundarten unterscheidet, beispielsweise die Monophthongierung alter Diphthonge, also mhd. *ei, ou, öu* in *Bein, Baum, Bäume* zu Langvokalen *Been, Boom, Bööme* (Beeme) oder die Entrundung von *ü, ö, eu/äu* zu *i, e, ei/ed* wie in *Hütte, Frösche, heute, Bäume* zu *Hitte, Fresche, heite, Beeme*. Diese eigenständigen Dialektformen des Obersächsischen finden sich nur ganz vereinzelt auch in spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Dokumenten des ostmitteldeutschen Raumes. Luther hat auf seinen Reisen viele Mundarten gehört und gelernt, weit Verbreitetes und lokal Gültiges zu unterscheiden. In seinen Texten hob er das Ausgleichende der sächsischen Kanzleisprache und seiner ostmitteldeutschen Mundart hervor, er verwendete das großräumig Geltende und ließ weniger weit verbreitete Eigentümlichkeiten weg. Damit gab er dieser Sprache eine große Akzeptanz. Dass Luthers Sprache aber Sächsisch gewesen sei oder die Vorstufe des heutigen Sächsischen ist ein Mythos, der nur einen kleinen Kern der Wahrheit in sich trägt.

Sächsisch als mustergültiges Deutsch

Luthers Bibel ist mit seiner auf Ausgleich bedachten Sprache ein sprachliches Vorbild für viele deutsche Schriftsteller und Grammatiker geworden. Diese Sprache wurde als Meißnisch oder als Sächsisch bezeichnet. Die sächsische Oberschicht orientierte sich in der Zeit noch stärker als in anderen deutschsprachigen Ländern an der französischen Kultur. Sie hatte aber nicht nur viel französisches Lehnwort aufgenommen, sondern besonders Eigenschaften des Dialekts abgelegt, der als Sprache der Bauern charakterisiert wurde, und durch Entsprechungen der Schriftsprache ersetzt. Gelobt wurde an dieser Sprache vor allem die buchstabengetreue Aussprache, welche dem Ideal „Sprich, wie du schreibst“ nahe kommen soll – wobei anzumerken ist, dass dies vor allem aus sächsischer Sicht propagiert wurde. Die Nicht-Unterscheidung von *b/p, d/t, e/ä*, Monophthongierung

von ei und au, Vertauschung von a und e, die Entrundung von ö zu e und ü zu i wurde von Außenstehenden schon im 17. Jahrhundert kritisch vermerkt.

Diese gesprochene Sprache hat durch die soziale Geltung der Oberschicht und durch die idealisierte Nähe zur Schriftsprache Luthers ein hohes Prestige erreicht. Der „protestantisch-bildungsbürgerliche „Soziolekt““, so Peter von Polenz, wurde von mehreren Grammatikern des 17. Jahrhunderts zum Kern der neuen Hochsprache erhoben. Da das Kurfürstentum Sachsen im frühen 18. Jahrhundert politisch, wirtschaftlich und kulturell eine Hochblüte erlebte, wurde die Hochschätzung dieser Sprache ein Teil des kursächsischen Prestiges. Damit wurde die sächsisch-meißnische Mundart vor allem – aber nicht nur – von den Sachsen selbst zur deutschen Leitvarietät erklärt. Kursachsen galt als Zentrum der Wissenschaften und Künste und damit wurde seine Sprache auch von Außenstehenden als Bedingung und Ausdruck dieser kulturellen Blüte anerkannt. Das Klischee, dass in Meissen das beste und reinste Deutsch gesprochen werde, wurde gepflegt und war weit verbreitet.

Der damalige „Literaturpapst“, der Leipziger Literatur- und Sprachtheoretiker Johann Christoph Gottsched (1700-1766), setzte sich in den 1720er Jahren an die Spitze einer Bewegung, die eine Normierung der Literatursprache anstrebte. Während sich die früheren Grammatiken noch weitgehend an Luther orientiert hatten, sollte die neue Grammatik den aktuellen Sprachstand berücksichtigen und sich auf neuere Schriftsteller berufen. Und auch wenn Gottsched dies weit weniger explizit formulierte als andere, so gilt auch für ihn die prestigereiche obersächsisch-meißnische Oberschichtssprache als sprachgeographisch und soziologisch bestimmte Leitform. Johann Christoph Adelung (1732-1806) nannte sein 1774 bis 1786 in mehreren Bänden veröffentlichte Bestandsaufnahme der deutschen Sprache „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart“. Hochdeutsche Mundart, das wird in der Vorrede deutlich, ist das gesprochene und geschriebene Deutsch der Gebildeten Obersachsens. Sprachliches Vorbild „ist allemahl nur die Mundart einer Provinz, aber der blühendsten, cultiviertesten und durch Geschmack und Wohlstand am meisten ausgebildeten Provinz [...]. In Deutschland ist es seit der Reformation die Mundart der südlichen Chursächsischen Lande.“ Diese hochdeutsche Mundart bezeichnete er als „die Mittelstraße zwischen dem weitschweifigen Schwulste und rauhem Wortgepränge des Oberdeutschen und zwischen der schlüpfriegen Weichlichkeit [...] des Niedersächsischen“. Adelung verglich Sachsen – wie schon Philipp von Zesen (1619-1689) rund hundert Jahre vor ihm – mit den klassischen Sprachzentren Attika für Griechenland und der Toscana für Italien. Wer in der Zeit also gebildet erscheinen wollte, der sollte sich am Sächsischen orientieren. So kam es denn auch, dass Johann Wolfgang Goethe (1749-1832) 1765 zum Jura-Studium nach Leipzig ging, wobei auch sprachliche Gründe mitursächlich gewesen sein sollen.

Hier ist zu betonen, dass in der gesamten Diskussion des 18. Jahrhunderts immer wieder gesprochene und geschriebene Sprache vermengt wurden. Dialekt beziehungsweise Mundart wurde einerseits verwendet für das, was die Wissenschaft heute als Basisdialekt bezeichnet: die gewachsene, regionale, am weitesten vom Standard entfernte Varietät. Andererseits bezeichnete Dialekt oder Mundart im 18. Jahrhundert auch eine regional geprägte schriftliche Form, die mit dem gesprochenen Dialekt wenig gemein haben musste. Da das Deutsche noch nicht normiert war, konnte sächsische Mundart also auch die in Sachsen übliche Schriftsprache kennzeichnen. Hinzu kommt, dass man begonnen hatte, nach der Schrift zu sprechen, und so konnte auch die regionale Aussprache der Schriftsprache als Mundart bezeichnet werden. Da vor allem die Oberschicht diese Sprache verwendete und man sie gegen die niedrigen Formen der Sprache absetzen wollte, so wurde der Begriff

Hochdeutsch oder hochdeutsche Mundart, der ursprünglich der Abgrenzung zum Niederdeutschen galt, auf diese Sprache der höheren Schichten übertragen. Wenn das Sächsische als Prestigeform genannt wurde, so ist nicht klar, was genau gemeint war, und man hat die eine Bedeutung häufig auf die andere übertragen. Wenn man vom Mythos des Sächsischen als dem mustergültigen Deutsch spricht, so ist aber nicht der regionale Dialekt gemeint, sondern die sächsische Oberschichtssprache in ihrer schriftlichen Form und ihrer Aussprache.

Sächsisch als hässlicher, unbeliebter Dialekt

Das mit dem kulturellen gekoppelte sprachliche Selbstwertgefühl der Sachsen wurde vor allem außerhalb Sachsens schon im 17. Jahrhundert in Zweifel gezogen. In den 1740er Jahren tritt der „Literaturpapst“ Gottsched mit den Zürcher Philologen Johann Jakob Bodmer (1698-1783) und Johann Jakob Breitiger (1701-1776) zuerst um literarische Formen und dann um seinen Sprachpurismus, den die Schweizer Gelehrten kritisierten. Bodmer beschimpfte Gottsched als „tyrannischen Sprachrichter aus Sachsen“. Dieser Kritik schlossen sich viele Schriftsteller vor allem aus dem südlichen deutschen Sprachraum an, darunter der angesehene Christoph Martin Wieland (1733-1813), ferner Carl Friedrich Aichinger (1717-1782) und Johann Caspar Lavater (1741-1801), aber auch Friedrich Gottlieb Klopstock (1724-1803), beileibe kein Süddeutscher. Und fast fünfzig Jahre nach seinem Aufenthalt in Leipzig beklagt sich Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ darüber, dass er unter dem pedantischen Sprachregime fast sprachlos geworden sei. All diese Kritik an der sächsischen Aussprache konnte, so lange Sachsen mächtig war, nicht wirklich am Prestige des Sächsischen rütteln.

Mit dem Machtverlust nach dem Siebenjährigen Krieg, der 1763 mit der Niederlage Sachsens zu Ende gegangen war, wandelte sich das Blatt sehr schnell. Die politische Vormachtstellung ging an die Preußen über, was auch mit einer Verlagerung des kulturellen Vorbildwirkung vom adligen Dresden und vom bürgerlichen Leipzig an Preußens Hauptstadt Berlin einherging. Die Stimmen, welche seit mehr als hundert Jahren die sprachliche Vorherrschaft des Sächsischen kritisieren, wurden lauter. Sehr deutlich machte das Johann Erich Biester (1749-1816) 1783 in seiner „Berlinischen Monatsschrift“, in der er Adeldungs Lob des Obersächsischen zurückwies: Das Obersächsische habe für die Bildung der Hochsprache ihren Wert gehabt, daraus folge aber nicht, „daß wir diese Provinz noch itzt als Stütze unserer Sprache ansehen müssen.“ Biester hob hervor, dass sogar bei Oberschichtssprechern das unangenehme Singen, das mir statt wir auffalle, und „die höchstseltsame Verwechslung des b und p, des d und t sehr gewöhnlich“ seien. Die Diskrepanz zwischen dem ober-sächsischen Anspruch, nach der Schrift zu sprechen, und der sprachlichen Realität wurde immer stärker betont und diese Kritik hatte jetzt auch Gewicht. Dass das Obersächsische nicht mehr das Maß für die Hochsprache war, beschäftigte auch Adelung. Im Vorwort zur zweiten Auflage seines Wörterbuchs, die 1793 erschien, griff er die Kritik auf, dass er zu viel Altertümliches von Luther und vor allem zu viel Obersächsisches als Norm gesetzt habe. Jetzt bezog er sich nicht mehr auf die ober-sächsische Oberschicht als Vorbild für das Hochdeutsche sondern vor allem auf die zeitgenössischen hochdeutschen Schriftsteller. Hochdeutsch nahm damit definitiv die Bedeutung einer höheren Sprachschicht an und legte die regionale Konnotation gänzlich ab.

Damit sank der Stern des Sächsischen sehr schnell. Sächsisch war nicht mehr Hochdeutsch, es war kein Vorbild mehr für die Bildung des Hochdeutschen, sondern eine regionale Sprachform wie andere Dialekte auch. Dass die alten sächsischen Mundart schon in dieser Zeit stark abgebaut worden sind und sich im regionalen

Ausgleich und in der Mischung mit der neuen Hochsprache eine neue sächsische Umgangssprache entwickelt hatte, wurde kaum wahrgenommen. Die Bezeichnung als Dialekt wurde dementsprechend auf diese neue Umgangssprache übertragen. Parallel zur Ausgestaltung der Hochsprache und ihrem wachsenden sozialen Prestige stieg in weiten Teilen Deutschlands die Ablehnung der Dialekte, die nun sozial und moralisch als „Bauern- und Pöbelsprache“ deklassiert wurden, eine Beurteilung, die schon Gottsched für die Sprache der Ungebildeten verwendet hatte. Allerdings betraf diese Zuschreibung in Sachsen eben nicht nur die Sprachform der Ungebildeten, sondern auch die ehemalige Oberschichtssprache. Diese Abwertung wirkte nun besonders hart, denn wenn sich Sachsen in Erinnerung alter Idealvorstellungen noch zur Behauptung hinreißen ließen, dass sie das beste Deutsch sprechen, so wurde diese Selbstüberheblichkeit nur noch mit einem Lächeln quittiert.

Die Verlagerung des kulturellen Zentrums nach Berlin hatte aber nicht zur Folge, dass die Berliner Aussprache zur neuen Prestigevarietät erhoben wurde. Vielmehr wurde die niedersächsische und brandenburgische Aussprache des Hochdeutschen zur neuen Hochlautung. Durch den Sprachwechsel der höheren Schichten von der niederdeutschen Mundart zur hochdeutschen Sprache entsprach diese Form etwas mehr dem schon früher postulierten Ideal der lautlichen Entsprechung zur Schriftform, auch wenn hier ebenfalls Diskrepanzen bestehen. Das Sächsische hatte also als Normlautung ausgedient, die Abweichung von der neuen norddeutsch geprägten Norm wurde immer wieder hervorgehoben und die sächsische Aussprache bekam ein Prädikat als hässlich und schlecht. Schon im 19. Jahrhundert erschien das Sächsische auch als lächerlich. In der sächsischen Komödie des 18. Jahrhunderts, einer traditionellen Typenkomödie, welche „das Laster“ darstellte und verlachte, spielten dem damaligen Ständemodell entsprechend häufig einfältige Personen aus niederen Sozialschichten zentrale Rollen. Diese Personen sprachen eine an die Oberschichtssprache angelehnte Sprache. Bis zum Niedergang des Sächsischen war dies nur eine Darstellung, wie sich die Unterschicht sprachlich nach oben orientiert. Nachdem das Sächsische aber sein Prestige verloren hatte, wirkte diese Sprachverwendung an sich schon lächerlich, denn die Figuren der niederen Schicht orientierten sich an einer Sprachform, die früher als vorbildlich gegolten hatte, nun aber ebenso niederen Status hatte wie die bäuerlichen Dialekte.

In seinen „Regeln für Schauspieler“ verlangte Goethe, dass Dialektales von der Bühne verschwinde, weil ein falsch ausgesprochenes Wort lächerlich sein könne. Dabei nennt er ausdrücklich mehrere Eigenheiten, zum Beispiel den Zusammenfall von b/p und d/t, die Realisierung von b als w oder die ungenaue Aussprache von Endungen, die für das Sächsisch typisch sind, allerdings auch in andern Dialekten vorkommen. Die sächsische Aussprache hatte also auf der Bühne nichts mehr zu suchen. Mit dem ersten deutschen Aussprachewörterbuch, der „Deutschen Bühnenaussprache“ von 1898, wurde die Aussprache an norddeutschen Bühnen als Norm gesetzt und bald auch für die Schule als standardsprachliche Artikulation des Schriftdeutschen übernommen. Norddeutsche Abweichungen von einer Buchstaben-Laut-Entsprechungen, wie beispielsweise die ch-Aussprache von auslautenden -g (zum Beispiel wenig, vierzig) wurden als Norm akzeptiert.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts zeigte sich dann ein neuer Umgang mit dem Negativprestige. Wie in vielen Regionen des deutschsprachigen Raumes begann auch in Sachsen eine Mundartliteratur zu blühen, die sich durch einen bewussten Verstoß gegen die hochsprachlichen Konventionen auszeichnet. Gleichzeitig entspricht sie einem konventionellen Ideal, das einen Stil dann als gut betrachtet, wenn die Sprache dem Inhalt angemessen ist. Damit orientierte sich die Dialektliteratur weitgehend an den Stereotypen des Dialektsprechers und seiner

Welt, also vor allem am ländlichen und bäurischen Leben, das in der Sprache seiner Sprecher wiedergegeben wird. Die Orientierung am Stereotyp des Dialektsprechers zeigte in Sachsen früh eine Ausprägung, die über das bäuerliche Leben hinausging, denn der 'einfache Mann', der Dialekt spricht ist in Sachsen eben nicht nur der Bauer. Mit Edwin Bormann (1849-1912) und Georg Bötticher (1849-1918) findet sich auch in Sachsen eine Literatur, die in der Volkssprache ihren eigenen Ausdruck fand und mit einem literarischen Anspruch über die Volksliteratur hinausführte. Die Mundart wurde da nicht nur für derbe Komik, sondern auch für Parodistisches und Satirisches fruchtbar gemacht. In einer selbstironischen Haltung zur sprachlichen Diskriminierung wurde in mundartliterarischem Schaffen der Spießbürger karikiert, von denen der „Partikularist Bliemchen“ von Gustav Schumann (1851-1897) die ausgeprägteste Figur war. Bliemchen ist ein engstirniger und geschwätziger Spießbürger, der sächsisch spricht. Mit der „Bliemchenliteratur“, an der sich zahlreiche Humoristen beteiligten, wurde der Spießbürger in der allgemeinen Wahrnehmung zum sächsischen Spießbürger. Die Leser außerhalb Sachsens sahen in der Figur weniger den sächsischen Spießbürger als vielmehr den spießbürgerlichen Sachsen. Sächsisch stand damit nicht mehr nur für Bäuerlichkeit und Pöbelhaftigkeit, wie viele andere Dialekte, sondern auch für Geschwätzigkeit, Einfalt und Überheblichkeit. An diesem Bild konnten auch andere Mundartschriftsteller nicht wirklich rütteln, die wie Lene Voigt (1891-1962) oder Hans Reimann (1889-1969) intelligente Parodien veröffentlichten und die Sachsen sächsisch als „heeflich, helle und heemticksch“ charakterisierten. Charakterzüge, die auch im heutigen Kabarett hervorgehoben werden.

Diese Karikatur des einfältigen Sachsen war nach der Machtergreifung Hitlers auch dem NSDAP-Gauleiter Martin Mutschmann nicht genehm. Mit aller Schärfe wehrte er sich gegen die parodisierenden Darstellungen der sächsischen Mundart oder sächsischer Eigenarten, was mit Boykotten von Filmen und Theaterstücken endete. Um das Ansehen Sachsens im Reich zu verbessern und um Sachsens Bevölkerung für den nationalsozialistischen Aufbau zu mobilisieren, wurde unter Führung der Staatskanzlei das „Heimatwerk Sachsen“ gegründet, ein Kulturinstitut, das sich am völkischen Ideal einer in Boden und Stamm verwurzelten Volkskultur orientierte. Es förderte das traditionelle Kunsthandwerk und auch die 'echte' Dialektliteratur. Das „Heimatwerk Sachsen“ forderte auf der Grundlage eines Heimatstolzes die Ausschaltung der „Sachsenkomiker“, es hob Sachsens kulturelle Bedeutung hervor, darunter – unter Aktivierung des alten Mythos – die Erfindung der deutschen Hochsprache, und es organisierte eine umfassende Sprecherziehung der sächsischen Bevölkerung zur deutschen Hochsprache. Dem Spott über die sächsische Aussprache des Hochdeutschen sollte so der Boden entzogen werden. Mutschmanns Kulturpolitik ging aber sogar Joseph Goebbels zu weit, der ihn als kunst- und kulturfremden Kulturtyrannen bezeichnete. Mutschmanns Zensur gegen jeden Witz über Sachsen wurde in Sachsen selbst rigoros durchgesetzt, im übrigen Reich hatte sie aber wenig Unterstützung. Mutschmanns Interventionen gegen Sachsenwitze am Rundfunk provozierten sogar bis in höchste Kreise weiteren Spott und erreichten damit das Gegenteil des Gewollten: Das Bild des engstirnigen Sachsen wurde gestärkt, und provoziert wurde das Stereotyp jeweils durch die sächsische Aussprache.

Sächsisch als Sprache der DDR

Mit der Teilung Deutschlands wurde das negative Bild des einfältigen, bäurischen, spießbürgerlichen Sachsen zusätzlich überlagert. Die Elite der DDR sprach sächsisch. Allen voran Walter Ulbricht (1893-1973), dessen Aussprache („Der Sozialismus wird siechen“) für unfreiwillige Erheiterung sorgte. Im „Arbeiter- und

Bauern-Staat“ bekam das Sächsische wieder den Charakter der Oberschichtsprache, ohne dass es aber zur Prestigevarietät wurde. Dazu war die vorangehende Stigmatisierung und vermutlich auch die Distanz zur politischen Elite zu groß. In den 1980er Jahren wurde die sächsische Mundart vor allem im Kabarett wieder auf die Bühne gebracht, um die politische Oberschicht zu charakterisieren. Das Sächsische hatte damit Oberschichtcharakter und war durch seine Parodierung gleichzeitig auch Ausdruck der Kritik.

Das „Sächseln“ der politischen Elite hatte für die Wahrnehmung des Sächsischen im Westen deutliche Auswirkungen. In den Medien wurde vor allem die offizielle Sprache der politischen Führung vermittelt, und die war damals klar sächsisch geprägt. Hinzu kam, dass das Sächsische die am weitesten verbreitete regionale Varietät der DDR war. Etwa 60 Prozent der Bevölkerung der DDR lebte im sächsisch-thüringischen Raum. Wer vom Westen in den Osten fahren wollte, wurde mit der Sprache der Grenzbeamten konfrontiert, die dementsprechend häufig Sächsisch war. Damit wurde das Sächsische im Westen zur Sprache der DDR. Dieses Bild hält sich noch heute. In einer Untersuchung 2008 sollten Marburger Abiturienten die Sprachräume auf einer Deutschlandkarte einzeichnen. Das Sächsische wurde zwar fast immer eingetragen, aber häufig dem gesamten Gebiet der alten DDR zugeordnet. Sächsisch ist in der breiten Wahrnehmung noch immer „das, was in der ehemaligen DDR gesprochen wurde“.

Diese aktuelle Ablehnung des Sächsischen ist ein gängiges Klischee. Bei Sprachstereotypen werden die Eigenschaften der Sprache häufig auf die Menschen übertragen. Die sächsischen Spracheigenheiten werden nicht für sich bewertet, sondern in Abhängigkeit von der Standardsprache; die sächsischen Reduktionen der Endsilben werden als ungenaue Realisierung des Standards verstanden und damit als schlechten Standard. Die Sprachbeschreibung lautet dann „ungenau“ und „schnoddrig“, und diese Eigenschaften verstehen viele dann auch als Charaktereigenschaft der Sachsen.

Bei der aktuellen Ablehnung des Sächsischen zeigt sich, dass in den letzten Jahren in Sachsen selbst ein Wandel stattfindet. So weisen mehrere aktuelle Untersuchungen darauf hin, dass die Einstellung gegenüber der Mundart in Ostdeutschland generell und in Sachsen speziell positiver ist als in Westdeutschland. In einer aktuellen Untersuchung in Leipzig sagte eine Sprecherin auf die Frage, woran man sie als Sächsin erkenne: „Die Sprachmelodie ist auf jeden Fall anders. Das ist nicht zu verleugnen, das krieg ich auch nicht raus.“ Und mit einem gewissen Stolz fügt sie hinzu: „Ich habs auch noch nie versucht.“ Die Folgefrage, ob sie den Dialekt, den sie spreche, möge, antwortet sie: „Ja, erstens mal ist es mein Heimatdialekt und andererseits ist es einfach schön. Außerdem ist vom Sächsischen die deutsche Hochsprache ausgegangen, also [das] hat schon was. Der Dialekt ist irgendwie so heimelig, so warm und gemütlich.“ Das Bild, dass Sächsisch die Mutter der Hochsprache sei, ist also immer noch vorhanden, andere Sprecher verweisen auf Luther. Zudem drückt die Frau aus, dass damit ihre Identität und ihr Heimatbezug deutlich werden, außerdem sei ihr Dialekt die Sprache der Gefühle. Diese Zuordnungen werden für die allermeisten Dialekte gemacht. Neu ist aber, dass sich diese positive Einstellung gegenüber dem eigenen sächsischen Dialekt in den letzten zwanzig Jahren spürbar verstärkt hat. Die Scheu, nach der friedlichen Revolution und der Wiedervereinigung Sächsisch zu sprechen, hat sich zumindest bei einem Teil der Sprecher in einen leichten Stolz verwandelt, der zudem die alten Klischees wieder aufgreift.

Sächsisch – Sächsisch?

Alle scheinen zu wissen, was Sächsisch ist. Oder doch nicht? Ist es die sächsische Kanzleisprache, Luthers Sprache, die Sprache der sächsischen Oberschicht, die Vorbildsprache für alle Deutschen, die Sprache der Un- oder Halbgebildeten, der schlimmste Dialekt, die Sprache der DDR oder jetzt der neuen Bundesländer? Zu dieser Unsicherheit kommt eine weitere hinzu. Die regionale Zuordnung ist bei weitem nicht klar, sogar dann, wenn man vom ältesten Dialekt ausgeht. Denn Sächsisch wird nicht nur in Sachsen gesprochen und nicht in ganz Sachsen wird Sächsisch gesprochen. So ist einerseits das südliche Vogtland dialektal nordbairisch geprägt. Auf der anderen Seite wird die Sprache bis Wittenberg und Jessen oder Halle, wie auch die in Altenburg als Sächsisch bezeichnet. Die Abgrenzung gegenüber den brandenburgischen und thüringischen Mundarten ist fließend, so dass sprachwissenschaftlich häufig von thüringisch-obersächsischen Mundarten die Rede ist. Generell sind Dialektgrenzen häufig relativ willkürlich gesetzte Grenzen in einem dialektalen Kontinuum. Statt von Dialektgrenzen müsste man also eher von Übergangszonen sprechen. Was also als Sächsisch bezeichnet wird, hat sehr häufig viel mit politischen Grenzen zu tun. Das Kurfürstentum Sachsen-Wittenberg lag im Raum Wittenberg. Sächsisch war also eher nördlicher und östlicher verortet als heute. Als 1422 die sächsischen Askanier ausstarben, wurde der Wettiner Friedrich der Streitbare (1370-1428), Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, mit Sachsen-Wittenberg und der Kurwürde belehnt. Damit wurde der ranghöhere Begriff „Sachsen“ auch auf die Mark Meißen übertragen. „Sächsisch“ und „Meißnisch“ wurden fortan immer mehr deckungsgleich. Wenn heute von Sächsisch die Rede ist, so ist meist die Sprache im Dreieck um Dresden, Leipzig, Chemnitz gemeint. Die Dialekte der südlichen Oberlausitz, des Vogtlands und auch des Erzgebirges unterscheiden sich aber klar von den zentralen sächsischen Dialekten. Ihre Sprecher haben zudem ein vom Obersächsischen losgelöstes dialektales Selbstbild, das im Allgemeinen viel positiver ausgestaltet ist. Im zentralen Gebiet – Dresden, Leipzig, Chemnitz – sind die Dialekte schon seit 200 Jahren auch außerhalb der Oberschicht immer mehr von der Schriftsprache beeinflusst; die dialektalen Unterschiede wurden damit immer geringer. Untersuchungen zeigen aber, dass die Sprecher immer noch ein Bewusstsein für die Unterschiede zwischen den einzelnen Mundarten haben. Wenn man sie aber nach diesen Unterschieden fragt, so können sie diese kaum benennen. Motschekiebchen für Marienkäfer nennen einige, im Alltag ist das aber kaum relevant. Unterschiedliche Partikel wie „hei“ als Leipziger Rückfragepartikel oder „ni“ in Dresden für „nicht“ stellen schon fast stereotype Ausnahmen dar. Ein typischer Singsang wird oft genannt, ist aber schwer genauer zu fassen. Das Bewusstsein für die alte Mundart existiert damit kaum mehr. Was heute als Sächsisch erkannt wird, ist nicht mehr die alte Mundart, sondern entspricht mehr der früheren obersächsischen Umgangssprache, welche noch einzelne dialektale Merkmale aufweist, aber in vielen Zügen der Standardsprache angenähert ist. Wichtig bleibt aber vor allem die Idee des Sächsischen, und diese ist noch sehr lebendig, sowohl in Sachsen, als auch in ganz Deutschland.

Die Sprache und die regionale Verortung, die man mit Sächsisch verbindet, hat sich in den Jahrhunderten seit Luther stark gewandelt. Die Einstellung dazu auch. Die Veränderung der Einstellung hat aber vermutlich nichts mit der Veränderung der Sprache selbst zu tun. Somit bleibt vor allem der Mythos des Sächsischen, eine Verbindung von sprachlicher Realität, Geschichte eines Dialekts und einer Vorstellung davon. Die Sprache ist einem steten Wandel ausgesetzt, die Geschichte nimmt ihren Lauf, Vorstellungen ändern sich. Wie wird wohl die heutige Zeit das Bild des Sächsischen prägen? Wie wird der Mythos des Sächsischen in Zukunft ausgestaltet?

Literaturhinweise

Adelung, Johann Christoph: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. 5 Bde. Leipzig 1774-1786.

Anders, Christina Ada (2010): Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. Berlin, New York 2010.

Biester, Johann Erich: Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands? In: Berlinische Monatsschrift 1 (1783), S. 189-199.

Lameli, Alfred, Christoph Purschke und Roland Kehrein: Stimulus und Kognition. Zur Aktivierung mentaler Raumbilder. In: Linguistik online 35 (2008), S. 55-86.

Lerchner, Gotthard: Regionale Identität und standardsprachliche Entwicklung: Aspekte einer sächsischen Sprachgeschichte. Leipzig 1997.

Lerchner, Gotthard: Aspekte einer Sprachgeschichte des Ostmitteldeutschen. In: Besch, Werner (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Bd. 2/3. 2. Auflage Berlin, New York 2003, S. 2744-2767.

Polenz, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2. 17. und 18. Jahrhundert. Berlin, New York 1994.

Scharloth, Joachim: Der Deutschfranzose. Zu den mentalitätsgeschichtlichen Bedingungen der Sprachnormierungsdebatte zwischen 1766 und 1785. In: Androutsopoulos, Jannis und Evelyn Ziegler (Hrsg.): Standardfragen. Frankfurt am Main 2003, S. 27-49.

Schaarschmidt, Thomas: Kulturpolitik im Lande eines Kunstbanausen? Die sächsische Gauleitung und das „Heimatwerk Sachsen“. In: Vollnhals, Clemens (Hrsg.): Sachsen in der NS-Zeit. Leipzig 2002, S. 104-117.

Schmidt, Hartmut: Entwicklung und Formen des offiziellen Sprachgebrauchs der ehemaligen DDR. In: Besch, Werner (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 2/2. 2. Auflage Berlin, New York 2000, S. 2016-2037.

Zimmermann, Gerhard: Das Sächsische. Sprachliche und außersprachliche Einschätzungen der sächsischen Umgangssprache. In: Muttersprache 102 (1992), S. 97-113.